

Der innere Kompass

Zurzeit gibt es im Deutschen Bundestag eine parteiübergreifende Initiative für eine Widerspruchslösung bei der Organspende. Ich möchte hier gar nicht über die einzelnen Argumente schreiben. Mich hat etwas anderes beschäftigt, als ich Ricarda Lang in einem Interview dazu hörte.

Natürlich war sie vorbereitet. Das Thema des Interviews stand fest, sie beschäftigt sich aufgrund der Initiative damit, und schließlich ist sie Politprofi. Trotzdem war da etwas, das über gute Vorbereitung hinausging. Auf unterschiedliche Einwände kamen nicht einfach die erwartbaren Antworten. Die Argumente des Gegenübers wurden aufgenommen, gewendet, in andere Zusammenhänge gestellt. Manchmal öffnete sich hinter einer Antwort gleich noch eine weitere Blickrichtung. Ich hatte nicht den Eindruck, jemand ziehe Karteikarten aus einer inneren Schublade. Eher schien da etwas zu funktionieren, das ich einen inneren Kompass nennen möchte.

Früher waren die Toilettenanlagen der Ruhr-Universität Bochum voller aufgesprühter Sprüche. Manche waren albern, manche obszön, manche erstaunlich klug, viele paradox. Einer ist mir geblieben:

Alles wird schlechter, nur eins wird besser: Die Moral wird schlechter.

Ich mochte diesen Satz. Vielleicht auch deshalb, weil mir Menschen immer ein wenig verdächtig waren, die ihr Leben sehr früh vollständig geordnet hatten. Als Lehrer habe ich oft vor jungen Menschen gestanden, die für sich etwas ganz anderes reklamierten:

Ich bin noch nicht so weit.

Manchmal war das eine Ausrede. Manchmal aber auch eine erstaunlich genaue Selbstauskunft. Ich weiß noch nicht, was ich will. Ich kann mich noch nicht entscheiden. Ich habe meine Sachen nicht im Griff. Meine Hefte nicht, meinen Schreibtisch nicht und mein Leben schon gar nicht.

Ich fand immer, dass ein Mensch dieses Recht haben muss. Nicht alles muss zu jeder Zeit geordnet sein. Man darf aus dem Augenblick leben. Man darf Umwege machen. Und man darf auch eine Weile brauchen, bis aus den vielen Erfahrungen so etwas wie eine Richtung entsteht.

Je länger ich darüber nachdenke, desto weniger stimmt allerdings meine frühere Vermutung, ein innerer Kompass bilde sich vor allem dort, wo jemand schon eine schwere Zeit hinter sich gebracht hat. Es gibt solche Menschen. Wer einmal erlebt hat, dass der Boden unter den Füßen verschwinden kann, achtet vielleicht besonders darauf, irgendwo Halt zu finden.

Aber es gibt ebenso sehr junge Menschen, die ohne eine solche Geschichte erstaunlich sicher wissen, woran sie sich orientieren möchten. Und es gibt Menschen, die lange mit großer Selbstverständlichkeit aus bestimmten Überzeugungen leben und ihren Kompass gerade dann fast verlieren, wenn das Leben plötzlich nicht mehr zu diesen Überzeugungen passt.

So einfach ist es also nicht.

Vielleicht besteht ein innerer Kompass überhaupt nicht zuerst darin, feste Prinzipien zu besitzen.

Prinzipienstärke gehört sicher dazu. Aber sie genügt nicht.

Ein Mensch kann sehr prinzipienfest sein und trotzdem für jedes Gespräch verloren. Er weiß schon vorher, was richtig ist. Jeder Einwand bekommt seinen Platz, wird geprüft, abgewehrt und

anschließend bleibt alles, wie es war. Solche Menschen können beeindruckend konsequent sein. Manchmal sind sie aber auch nur schwer erreichbar.

Zum inneren Kompass gehört für mich deshalb noch etwas Zweites: die Freude an der Auseinandersetzung.

Ich spüre sie bei Menschen, die nicht nur auf einen Gedanken reagieren, sondern ihn aufnehmen können. Die plötzlich sagen: Von dort aus könnte man es allerdings auch betrachten. Oder: Das ist ein Einwand, über den ich tatsächlich nachdenken muss. Oder sogar: Wenn ich deinem Gedanken ein Stück folge, wird mir meine eigene Position an einer anderen Stelle klarer.

Im Unterricht nannte man so etwas Argumentieren. In der Rhetorik kann man lernen, Argumente zu sammeln, zu ordnen, zu gewichten und an der richtigen Stelle einzusetzen.

Doch Argumentation ist mehr als eine Technik.

Sie ist eine Beziehungssituation.

In dem Augenblick, in dem ein anderer Mensch mir widerspricht, liegt nicht einfach ein weiteres Argument auf dem Tisch. Da sitzt ein Mensch, der seine Erfahrungen, seine Befürchtungen, seine Hoffnungen und vielleicht auch seine Verletzungen mitgebracht hat. Plötzlich wird die Sache komplizierter. Und genau dort zeigt sich, ob jemand nur gut vorbereitet ist oder tatsächlich Orientierung besitzt.

Ein innerer Kompass sagt mir nicht, welchen Satz ich als Nächstes sagen muss.

Er hilft mir, mich nicht zu verlieren, während ich mich auf den anderen einlasse.

Vielleicht lautet die Einladung eines guten Arguments deshalb gar nicht: Komm endlich auf meine Seite.

Vielleicht lautet sie eher:

Komm doch einmal herüber. Geh ein paar Schritte in meinen Schuhen.

Und vielleicht beginnt ein wirkliches Gespräch erst dann, wenn der andere antworten kann:

Gut. Aber danach gehst du ein paar Schritte in meinen.

Vor einiger Zeit musste ich an eine Taschenuhr denken, die mich viele Jahre begleitet hat. Ein kleines aristokratisches Accessoire, etwas aus der Zeit gefallen. Ich trug sie durch meine wilden Jahre, manchmal in der Hosentasche, manchmal in der Jacke und gelegentlich sogar in einer Weste.

Sie zeigte mir etwas höchst Regelmäßiges: die Zeit.

Sekunde für Sekunde. Minute für Minute.

Man kann sich an dieser regelmäßigen Zeit durch einen Tag hangeln. Unterrichtsbeginn. Pause. Verabredung. Zugabfahrt. Feierabend. Die Uhr schafft Ordnung in einer Welt, die sich sonst durchaus widerspenstig verhalten kann.

Aber im Inneren dieser Uhr saß ein winziges Teil, ohne das ihre schöne Regelmäßigkeit nicht möglich gewesen wäre.

Die Unruh.

Sie steht nicht still. Sie schwingt hin und her. Gerade diese unaufhörliche Bewegung sorgt dafür, dass die Uhr nicht einfach irgendwie läuft, sondern ihren Takt behält.

Seitdem gefällt mir das Wort noch besser.

Die innere Unruhe.

„Unruhig ist unser Herz, bis es Ruhe findet in dir“, bete ich gern mit Augustinus.

Vielleicht habe ich lange gedacht, die Unruhe sei etwas, das überwunden werden müsse. Man sucht nach Sicherheit, bis die Fragen endlich verstummen.

Inzwischen bin ich mir da nicht mehr sicher.

Ich kenne die andere Seite sehr gut. Die Sicherheit mathematischer Sätze hat mich mein Berufsleben begleitet. Es ist wohltuend, wenn etwas stimmt. Wenn eine Folgerung trägt. Wenn man am Ende sagen kann: So ist es.

Aber das Leben ist kein mathematischer Satz.

Und auch meine Überzeugungen sind es nicht.

Deshalb brauche ich offenbar diese kleine Unruh in meinem Inneren. Die Frage, die wieder zurückkommt. Den Zweifel, ob ich etwas übersehen habe. Das Unbehagen, wenn meine schöne Ordnung mit einer Erfahrung eines anderen Menschen nicht zusammenpasst.

Diese Verunsicherung ist nicht angenehm.

Manchmal hätte ich lieber Ruhe.

Und doch brauche ich sie, damit ich mich nicht in mir selbst und meinem eigenen Weltempfinden einschließe.

Vielleicht besteht Reife deshalb gar nicht darin, immer sicherer zu werden. Vielleicht besteht sie darin, genügend Orientierung zu besitzen, um sich verunsichern lassen zu können.

Der innere Kompass und die innere Unruh gehören dann zusammen.

Der Kompass bewahrt mich davor, bei jedem Einwand die Richtung zu verlieren.

Die Unruh bewahrt mich davor, meine Richtung für die ganze Welt zu halten.

Und irgendwo zwischen beidem geschieht etwas, das ich immer wieder als Geschenk erlebe: Gemeinschaft.

Nicht jene Gemeinschaft, in der alle dasselbe sagen. Nicht die beruhigende Bestätigung, dass ich ohnehin recht hatte. Sondern jene seltenen Augenblicke, in denen Menschen merken, dass sie einander wirklich begegnet sind.

Vielleicht sind sie am Ende noch immer verschiedener Meinung.

Aber der Gedanke des anderen hat eine Spur hinterlassen.

Ich möchte deshalb nicht zur Ruhe kommen, indem ich mir meiner Sache sicher bin.

Ich möchte so sicher sein dürfen, dass ich meine Unruhe aushalte.